

**Gerrit G. Gragert**



**Gedankenzüge**

Gerrit G. Gragert

*Gedankenzüge*

Special-Edition

© 1995

Keine unerlaubte Vervielfältigung  
oder anderweitige Verwendung ohne schriftliche  
Genehmigung des Autors

Titelfoto © G. u. D. Baier

# Inhalt

*Gedankentod 4*

---

---

*Züge 10*

---

---

*Friedrichstraße, 1994 11*

---

---

*Die drei Söhne der Enola Gay 12*

---

---

*Das deutsche Auto 15*

---

---

*Die Nullstelle der Asymptote 16*

---

---

*Heute habe ich geweint 23*

---

---

*Vom Jungen, der die Liebe suchte 24*

---

---

*Ein Geschenk für alle 26*

---

---

*Was 33*

## Gedankentod

**B**lutarmut lautete die Diagnose des Arztes. Daher sollte ihre ständige Blässe herrühren. Doch die Blutarmut, so meinte der Arzt, muß auch eine Ursache, die es herauszufinden gilt, haben. Das müssen wir näher untersuchen, hatte der Arzt ihr gesagt und sie nach einigen Symptomen gefragt. Ob sie unter Appetitlosigkeit leide, wollte er wissen. Oder ob sie manchmal ein unerklärliches Druck- und Völlegefühl im Magen verspüre. Hatte sie in letzter Zeit Widerwillen gegen Fleisch? Oder beklagte sie in letzter Zeit einen Gewichtsverlust, von dem sie nicht wüßte, wo er herkäme? Blutarmut, erklärte ihr Dr.Hauser, ist nämlich ein Symptom für Magenkrebs, daß müsse man unbedingt untersuchen, bevor es zu spät ist. Aber es kommt sicher eine andere Ursache in Frage, beruhigte er, schließlich ist Magenkrebs ein ausgesprochener Männerkrebs. Aber sie sei im kritischen Alter, da kann man nicht vorsichtig genug sein, wiederholte er.

Dr.Hauser nahm sich Zeit für sie, untersuchte ihren Eisenhaushalt, erkundigte sich nach der Menge des aufgenommenen Vitamin Cs, untersuchte ihr Knochenmark und wollte auch die Möglichkeit einer schleichenden Vergiftung, die zur Blutarmut führen könnte, nicht ausschließen. Doch alle Untersuchungen verliefen ergebnislos.

Dann schick ich sie in die Klinik, meinte er, die können dort ihren Magen untersuchen, das geht in meiner Praxis leider nicht. Aber keine Angst, Frau Dragomir, das dauert nur einen Tag, dann senden mir die dortigen Ärzte das Untersuchungsergebnis und wir besprechen dann hier in aller Ruhe das weitere Vorgehen.

Die Untersuchung im Krankenhaus war das schlimmste, daß sie jemals durchgemacht hatte. Zuerst stellte man ihre Magensäure fest, dann röntgte man ihren Magen, doch die größte Qual war die Magenspiegelung. Der Professor, der die Untersuchung durchführte, hielt ihr ein röhrenförmiges Gerät von einer Länge von vierzig bis fünfzig Zentimetern vor die Nase und erklärte, daß das ein Gastroskop sei. Damit würde er nun ein endoskopische Untersuchung des Mageninneren vornehmen. Er wies auf die Spitze der Röhre und erläuterte, dies sei eine Kamera, mit der könne er alles auf dem Monitor, der neben ihm stand, verfolgen. Dann mußte sie den Mund öffnen und das Gastroskop wurde ihr Millimeter für Millimeter in die Speiseröhre geschoben. Sie wollte kotzen. Schön ruhig atmen, so beruhigte der Professor immer wieder, dann ist das ganze halb so schlimm. Die Kamera erreichte ihren Magen.

Dann wollen wir mal sehen, sprach der Professor, blickte auf seinen Monitor und drehte langsam am Gastroskop. Verschiedene M-Laute drangen aus seinem geschlossen Mund, bis er schließlich nicht ganz ohne Triumph "Da!" rief. Ja, Frau Dragomir, sie haben da ein Geschwulst im unteren Teil des Magens. Die setzen sich immer gerne in diesem pylorusnahen Abschnitt fest. Aber ich kann noch nicht sagen, ob das Karzinom gutartig oder bösartig ist. Da müssen wir die Ergebnisse der anderen Untersuchungen abwarten, vertröstete er. Er meinte, daß sie nach Hause könne, man schicke die Ergebnisse ihrem Hausarzt, der würde sie dann informieren. Dann war sie entlassen und verließ schnellstmöglich das Krankenhaus.

Das geschah vor gut zwei Wochen. Vorgestern rief sie Dr.Hauser an und bestellte sie für heute in die Praxis. Ich habe Sprechstunde bis fünf, erklärte er, danach häng' ich sie noch dran, dann sind wir völlig ohne Zeitdruck. Er ist doch ein guter Arzt, fand sie da, wenn er sich noch so viel Zeit für seine Patienten nimmt.

Jetzt sitzt sie alleine im Wartezimmer; die letzte Patientin, die mit ihr dort saß, wurde kurz vor fünf ins Sprechzimmer gerufen. Nun blättert sie interesselos eine der ausliegenden Zeitschriften durch, doch lesen kann sie sie nicht. Sie versucht es, doch ihre Gedanken wandern ab, sie muß einen Absatz dreimal lesen, bevor sie weiß, worüber er handelt. Deshalb überfliegt sie eine Seite nach der anderen. Plötzlich merkt sie, wie ihre Hand leicht zittert. Sollte sie doch so nervös sein? Als sie kam, war sie innerlich völlig ruhig. Sie hatte nichts erwartet, weder etwas schlimmes noch etwas gutes, darum brauchte sie keine Angst zu haben, daß ihre Erwartungen nicht erfüllt würden. Je länger sie sich in der Praxis aufhält, desto stärker wird ihre innere Stimme: Es ist alles heilbar. Stärker wird auch ihre Angst, daß diese Stimme Unrecht hat.

Sie lauscht dem Gespräch der beiden Sprechstundenhilfen im Nebenraum. Eine der beiden scheint sich zu verabschieden, so klingt es jedenfalls. Ihr Tonfall ist ausgelassen, befreit vom Streß des Tages, in Gedanken schon zu Hause oder sonstwo, wo sie sich hinsehnt. Dann ein letztes Tschüs und die Praxistür fällt ins Schloß. Stille. Schweigen. Liese dringt das Klappern der Computertastatur ins Wartezimmer ein. Die übriggebliebene Sprechstundenhilfe scheint noch zu arbeiten. Die Zeit wird länger, doch es stört Frau Dragomir nicht. Etwas Unangenehmen gönnt man gerne Aufschub. Viel zu früh öffnet sich die Tür zum Sprechzimmer und Dr.Hauser verabschiedet seine Patientin, begleitete sie bis zur Praxistür. Auf dem Rückweg schaut er ins Wartezimmer. "Frau Dragomir, kommen sie bitte." fordert er sie auf. Er wartet, bis sie an ihm vorüber ist, dann nimmt er ihre Verfolgung auf und so gelangen beide in sein Sprechzimmer.

"Nehmen sie Platz!" bittet er sie, während er sich in einem Waschbecken neben der Tür seine Hände wäscht. Sorgsam und langwierig trocknet er sie ab, bevor er sich selbst setzt.

"Guten Tag zunächst" beginnt er. "Ist es nicht ein herrlicher Spätsommertag heute?"

"Schon", antwortet Frau Dragomir, "doch man merkt deutlich, daß es Herbst wird. Es ist nachts schon recht kühl."

"Und feucht wird es auch, besonders abends." führt Dr.Hauser an.

"Warten wir erst auf den November."

Dr.Hauser fährt nickend auf seinem Bürostuhl zu seinem Computer. Dort tippt er Dragomir ein, der Bildschirm füllt sich mit ihren Daten. Er nimmt einen Umschlag, öffnet ihn und zieht einige Röntgenaufnahmen und diverse Blätter Papier heraus.

"Ich will nicht lange drumherumreden, Frau Dragomir." Ein schlechter Anfang. "Aber ihre Untersuchung in der Klinik hat ergeben, daß sie an einem bösartigen Carcinoma ventriculi, einem Magenkarzinom, leiden. Ich kann ihnen das hier einmal zeigen, warten sie..." Dr.Hauser nimmt das Röntgenbild und klemmt es mit einer Hand an seinen Bildbetrachter, während die andere Hand die Neonröhre einschaltet. "Das ist eine Aufnahme ihres Magens. Hier unten, dieser dunkle Fleck, daß ist das Geschwür. Magenkrebs ist ein Zylinderepithelkrebs, er entsteht an Schleimhäuten mit Zylinderepithel, wie es die Magenschleimhaut ist. Es ist etwas außergewöhnlich, daß wir es nicht schon früher erkannt haben, denn es handelt sich um ein tiefsitzendes Pyloruskarzinom, das wird meisten schneller entdeckt als ein hochsitzendes Kardiakkarzinom."

"Besteht noch eine Heilungschance?" unterbricht Frau Dragomir seinen medizinischen Redeschwall. Diese Frage hielt sie für wesentlich besser als eine nach der Behandlungsmethode, die er vorschläge.

Dr.Hauser kommt etwas näher auf sie zu, seinen Bürostuhl hinterherziehend und setzt sich neben sie.

"Sehen sie, wir haben herausgefunden, daß das Karzinom bereits Metastasen in ihrer Leber, Lunge und Bauchfell gebildet hat. Das macht jegliche Behandlung zwecklos, wir

würden den Kampf so oder so verlieren. Es tut mir leid, aber ich muß ihnen jegliche Hoffnung rauben."

Sie schluckt.

"Wie lange habe ich dann noch?" haucht sie.

"Ich würde sagen ein Jahr, vielleicht eineinhalb, im Glücksfall sogar zwei. Man weiß es nie so genau. Es kommt auf die Entwicklung des Krebsgeschwürs an." erklärt er mit einer ruhigen, sanften Stimme.

"Wenn zwei Jahre zum Glücksfall werden... ", denkt sie sich. Jetzt will sie gehen. "Ich möchte jetzt gehen, wenn nichts mehr ist."

"Glauben sie, sie schaffen es ?" erkundigt sich Dr.Hauser. "Soll ich ihnen vielleicht einen Taxi rufen? Oder ich kann sie auch selbst nach Hause bringen, wenn sie es möchten."

"Nein, danke, ich denke, ich komme auch alleine nach Hause." lehnt sie ab, ihr Sprechfluß stockt an manchen Stellen. Dann steht sie auf und geht zur Tür, Dr.Hauser begleitet sie, öffnet ihr alle Türen, doch sie nimmt kaum mehr Notiz von ihm. Seine Verabschiedung erwidert sie nicht.

Unten auf der Straße treibt sie der Wunsch, in eine vertraute Umgebung unter vertraute Menschen zu gelangen, vorwärts. In ihrem Kopf ist sie schon lange am S-Bahnhof. Über die Hauptverkehrsstraße hinweg, drüben die schrägverlaufende Straße weiter laufen bis zum Bahnhof. In die S-Bahn und nach Hause, denkt sie. An der Ecke wankt ihr Entschluß. Ein kleines Café lädt sie ein, vor ihrer fluchtartigen Rückkehr zu ihrer Familie alles genau zu überdenken. Sie entscheidet sich, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft einige Gedanken zu widmen und betritt das Café.

Der Betrieb dort hält sich in Grenzen. Einige ältere Dame sitzen an einem Tisch in einer der hinteren Ecke, sie scheinen sich verstecken zu wollen, vielleicht vor ihrem Arzt, denn jede von ihnen hat- wahrscheinlich verbotenerweise- vor sich ein recht großes Stück Torte. Eine schwarzweiß bekleidete Bedienung steht hinter dem Kuchentresen, der mit einer Kasse beginnt und sich parallel zur Rückwand bis fast an das Ende des Raumes zieht. Dort macht er einen Knick und präsentiert noch einige Schalen mit Trüffeln, Pralinen und anderen Süßigkeiten.

Frau Dragomir sucht sich einen Tisch aus, der am weitesten von allem entfernt ist; sowohl vom Tresen und der Bedienung als auch von der Altdamenrunde, die mitunter in lautes Gelächter ausbricht. Die Bedienung kommt.

"Was kann ich ihnen bringen?" fragt sie höflich. Zwei Blicke treffen sich.

"Irgendwie guckt er komisch", denkt Frau Dragomir, "sollte man mir etwas ansehen? Ist es schon so weit mit mir? Ach Blödsinn", verwarf sie ihre Gedanken, "wieso sollte er es bemerken. Das geht doch gar nicht. Aber trotzdem sieht er mich so seltsam an. Soll ich ihn fragen, was er hat? Nein, da würde ich mich nur lächerlich machen. Aber ich muß es wissen..."

"Bringen sie mir bitte einen Cognac und ein Kännchen Kaffee, können sie das?" bestellt sie.

"Natürlich ist das möglich. Es kommt sofort." Die Bedienung zieht sich wieder hinter ihren Tresen zurück, um dort an der Kaffeemaschine zu hantieren. Frau Dragomir beschleicht plötzlich das Gefühl, daß man sie beobachtet. Sie blickt zu den alten Damen herüber und kann gerade noch feststellen, wie eine Dame aus der Runde ihren Blick reflexartig von ihr abwendet.

"Die auch schon?" fragt sie sich. "Erkennen die alten Damen es auch schon? Meine Güte, muß ich schlecht aussehen!" sagt sie sich, "Die alten Damen sind doch bestimmt schon halb blind, und dennoch erkennen sie es auf diese Entfernung? Warum sehen die überhaupt herüber? Müssen sich Menschen denn immer am Leid anderer Laben?"

Eigentlich müßte man aufstehen und denen mal die Meinung sagen, wie unmoralisch das ist."

Das Scheppern eines Tablettts beim Abstellen auf dem Tisch weckt sie aus ihren Gedanken. Mit einem Bittesehr stellt die Bedienung ihr einen Cognacschwenker, ein Kännchen Kaffee und eine Tasse auf den Tisch. Den Rand der Untertasse zieren zwei Tütchen mit Zucker und zwei Döschen mit Kondensmilch.

"Wo sind denn hier die Toiletten?" erkundigt sich Frau Dragomir bei der Bedienung.

"Die Tür dort und dann gleich die erste Tür links." wird ihr erklärt. Sie steht auf und folgt dem beschriebenen Weg.

Endlich ein Spiegel! Sie mustert sich genau. Eigentlich sieht sie aus wie immer, ein wenig blaß vielleicht, aber das ist sie schon länger. Nein, krank sieht sie überhaupt nicht aus. Eventuell liegt es im Blick, es könnte schließlich sein, daß sie der physische Druck anders gucken läßt, sowas merken die Leute sofort. Aber hier weiß niemand, wie sie sonst guckt, daran kann es also auch nicht liegen. Dann ist das doch nur Einbildung, entschließt sie sich und kehrt mit etwas mehr Selbstsicherheit an ihren Tisch zurück.

Sie schenkt sich Kaffee ein, gießt ein Döschen Kondensmilch hinzu und rührt gedankenverloren um. Sie führt die Tasse zu ihren Lippen, entscheidet sich im letzten Moment anders, setzt sie wieder ab und greift zum Cognacschwenker. In einem Schwung leert sie das Glas und fühlt sich keineswegs besser. Mit Schrecken fällt ihr ein, daß sie die unschöne Wahrheit auch noch ihrem Mann beibringen müßte. Davor hat sie Angst. Im Kopf spricht sie mit sich selbst.

"Die Kinder werden es verkraften." sagt sie sich, "die sind erwachsen und führen ihr eigenes Leben, die sind unabhängig und werden es bleiben. Doch Manfred... den dürfte das umhauen. Wenn der im Haushalt was macht, dann hat er doch zwei linke Hände. Er braucht doch nach meinem... danach braucht er doch jeden Monat ein neues Tafelservice. Und wenn mein Gehalt noch wegfällt, wovon soll er dann die Raten für das Haus bezahlen? Vielleicht sollte ich es machen wie Dr.Hauser; ich sage ihm einfach Manfred, ich habe nur noch ein, allerhöchstens zwei Jahre zu leben. Wie ich ihn kenne wird er es zunächst für einen Scherz halten. Wenn ich erst lange herumdruckse, dann wird er merken, daß ich ihm etwas schwerwiegendes zu sagen habe. Ich sollte den Mut aufbringen, es ihm direkt zu erzählen, wenn es ihm auch Schmerzen verursachen wird... Jetzt habe ich völlig vergessen, Dr.Hauser zu fragen, ob ich Schmerzen haben werde. Stell dir vor, du kannst am Ende nur noch unter Schmerzmitteln leben, weil du es anders überhaupt nicht aushältst. Wenn das Weiterleben zum Schmerz wird, nein, daß möchte ich nicht erleben. Da sollte ich mich lieber vorher umbringen, solange es noch geht. Das wäre besser als eine nicht enden wollende Qual." Sie trinkt einen Schluck Kaffee und erschreckt vor sich selbst. "Was red' ich da bloß? Mein Arzt sagt, wenn ich Glück habe, bleiben mir noch zwei Jahre und ich will mich vorher umbringen? In meiner Situation ist es doch viel besser, noch ein Jahr zu haben, als schon morgen zu sterben. Ein Jahr ist lang. Ich weiß nicht, in was für eine Panik ich geraten würde, hätte Dr.Hauser mir mitgeteilt, daß es in einer Woche mit mir vorbei sein wird. Eine Woche, um sein Leben abzuschließen. Jetzt habe ich ein Jahr. Ein ganzes Jahr, vielleicht noch mehr. Es gibt noch so viele offene Dinge in meinem Leben, nun ist es an der Zeit, diese zu erledigen. Da reicht ein Jahr weißgott. Überleg doch mal, was gilt es noch zu erleben und zu erledigen?" Sie greift nach ihrer Handtasche und sucht sich Papier und einen Kugelschreiber. Die Kaffeetasse zur Seite schiebend beginnt sie zu überlegen. Sie schreibt:

1. Großmutter werden.

"Ich denke, daß muß ich mit meinen Kindern noch mal besprechen", sagt sie sich, "aber so abwegig ist der Wunsch sicher nicht, wenn ich da an Mike und Sandra denke." Sie

schreibt weiter.

2. Die Welt sehen. Japan, Canada, Australien, Karibik. Schließlich kann man schlecht von einer Welt gehen, die man nicht gesehen hat.

3. Ein Fallschirmsprung. Mein Traum vom freien Fall Wirklichkeit werden lassen.

4. Der Welt etwas hinterlassen. Ich wollte mein Leben lang ein Buch schreiben. Mich unsterblich machen. Das werde ich wohl kaum mehr schaffen.

"Ein volles Programm fürs letzte Lebensjahr!" bemerkt sie. "Aber ich muß es schaffen alles abzuarbeiten. Das bin ich mir schuldig. Und nur mir. Was war das doch für eine Zeit, als man auf niemanden als sich selbst Rücksicht nehmen mußte... Für das Programm werd' ich wohl meinen Job schmeißen müssen, nur was ist dann mit den Raten für das Haus? Und die Reise wird bestimmt auch nicht billig. Ich könnte meine Wertpapiere verkaufen, dann müßte es schon reichen. Aber was ist dann mit den Kindern? Die erben später gar nichts... Wenn ich verkaufe, werden sie mich für eine Egoistin halten. Aber andererseits, schließlich ist es mein Leben, das so bald enden soll. Sie haben noch soviel Zeit, etwas aus ihrem Leben zu machen, ich hingegen nicht. Kann ich es mir da nicht erlauben, die fehlende Zeit durch mein Geld zu ersetzen. Das Geld, für das ich gearbeitet habe, damit wir in Notfällen eine Reserve besitzen? Ist das hier kein Notfall? Ich muß das einzig und allein für mich entscheiden, ich kann und darf nicht auf jemanden Rücksicht nehmen. Ein jeder stirbt für sich allein, heißt es schließlich. Doch niemand weiß, wann dieser Zeitpunkt kommt. Nur ich. Eigentlich ein Glücksfall für mich. Schau dir den Ober an. Noch steht er da gelangweilt herum, doch schon heute abend könnte er einen plötzlichen Herzstillstand erleiden. Oder er stürzt auf seiner nächsten Urlaubsreise mit dem Flugzeug ab. Oder er wird vom Blitz getroffen. Eigentlich müßte der Mensch ständig so leben, daß er im Moment des Todes sagen kann: Ja, ich habe im Leben wirklich alles getan, was ich tun wollte. Ich habe gelebt. Ich glaube, wir hätten so auch weniger Angst vor dem Sterben. Ist die Angst vor dem Tod nicht auch die, etwas unvollendet zurücklassen zu müssen? Wer kann schon auf dem Sterbebett behaupten: Ich habe alles vollendet, was ich angefangen habe. Nur der, der weiß, wann der endgültige Moment kommt. Also ich. Eigentlich ist dieser Schicksalsschlag eine Chance, sein Leben zu beenden- Leben nicht im biologischen Sinne, sondern im menschlichen Sinne. Sein menschliches Dasein auf dieser Welt zu einem guten Ende zu bringen, damit man getrost darauf warten kann, daß die Zeit das Ihrige tut. Warum sollte man dann noch Angst vor dem Tod haben? Bereit statt ängstlich sein!"

Sie trinkt ihren Kaffee aus und schenkt sich die zweite Tasse nach. Das zweite Döschen Milch vermischt sich mit dem dunkelbraunen Getränk und läßt es zunächst leicht goldbraun und dann hellbraun erscheinen. Sie trinkt.

"Ich frage mich, was nach dem Tod sein wird. Wiedergeburt? Komme ich in den Himmel? Oder ins Paradies? In absehbarer Zeit werde ich wissen, welche Religion recht hat. Ich finde es seltsam, daß viele Menschen die Probleme des Lebens nicht einmal meistern können und sich dennoch ständig fragen, was sie nach dem Tod erwartet. Habe ich mich das jemals gefragt? Sicherlich, doch eine Antwort werden wir nie erhalten. Doch ich werde es bald wissen. Ein Grund mehr, dem Tod ins Gesicht zu sehen. Neugierig statt ängstlich sein!"

Nach diesen Gedanken fühlt sie sich gereinigt und gestärkt und sie weiß, daß sie das richtige getan hat; zunächst sich selbst die Situation klar machen, bevor man sie einem anderen Menschen mitteilt. Jetzt spürt sie die Kraft, es ihrem Mann geradeheraus zu erzählen. Nun will sie nicht nur nach Hause, nun muß sie nach Hause. Sie winkt die Bedienung zu sich heran.

"Ich möchte zahlen." wünscht sie.



"Sehrwohl. Das waren ein Könnchen Kaffee und ein Cognac. Das macht zusammen zwölfmarkundachtzig." rechnet der Ober vor.

"Was glauben sie erwartet uns nach dem Tot?" fragt sie ihn. Er ist verduzt.

"Ich glaube, ich kann ihnen nicht ganz folgen." meint er

"Ich meine, wenn wir sterben, was kommt danach? Sie haben sich doch sicher auch schon einmal diese Frage gestellt. Jeder hat sich das doch irgendwann gefragt!" hakt sie nach.

"Sicher habe ich mir Gedanken gemacht, aber wer kann diese Frage beantworten?" entgegnet er.

"Was würden sie sich wünschen? Ich meine, wenn sie sterben, was wäre ihr Wunsch, was mit ihrer Seele passiert?" fragte sie ihn.

"Oh, ich denke ein sorgenfreies Leben oder besser ein sorgenfreier Tod irgendwo, wo die Strapazen eines Lebens auf dieser Welt nicht existieren. Nennen sie es Himmel oder Paradies oder sonstwie, sowas wäre meine Idealvorstellung von der Zeit nach dem Leben."

Sie legt ihm fünfzehn Mark auf Tisch und verwirrt ihn vollends, als sie "wir werden sehen, ob ihr Wunsch in Erfüllung geht" zu ihm meint. Dann steckt sie ihre Liste weg, ihren Kugelschreiber, nimmt ihre Jacke und verläßt das Café. Auf der Straße atmet sie tief und befreiend durch. Sie läuft zu Ampel hinüber und betätigt den gelben Knopf, anschließend wartet sie, bis die Fußgängerampel auf Grün springt. Sie läuft los.

Im Gutachterbericht heißt es später nüchtern:

*Durch einen technischen Defekt sprang die Lichtzeichenanlage für die Fußgänger auf Grün, die Lichtzeichenanlage für den Fahrzeugverkehr jedoch nicht auf Rot. Der beteiligte Pkw fuhr mit überhöhter Geschwindigkeit an die Ampel heran und bemerkte deswegen die beteiligte Fußgängerin zu spät. Eine Reaktion war somit für den Führer des Pkws nicht mehr möglich und er erfaßte die Fußgängerin bei einer Geschwindigkeit von achtzig Kilometer die Stunde. Die Person wurde zweiundzwanzig Meter in Fahrtrichtung des Pkws geschleudert und verstarb im Augenblick des Aufpralls auf die Fahrbahn. Den Fahrer des Pkws trifft somit nur eine Mitschuld aufgrund seiner stark überhöhten Geschwindigkeit, die Hauptunfallursache ist technisches Versagen.*

## Züge

Vor vielen Jahren fuhr ich mit einem Zug, in dem eine unbeschreibliche Lebensfreude herrschte; man feierte ohne Anlaß. lachte und war glücklich. Irgendwann erreichten wir einen kleinen Bahnhof inmitten einer unendlichen Einöde, an dem der Zug kurz halten sollte. Ich kann heute heute nicht mehr sagen warum, vielleicht brauchte ich nur etwas frische Luft, vielleicht war es auch etwas anderes, doch ich stieg aus. Ich war gerade ein paar Meter gegangen, da vernahm ich, wie die Türen hinter mir zuschlugen und der Zug losfuhr. Ich stand wie angewurzelt auf dem Bahnsteig und sah dem Zug hinterher, aus dessen Fenstern mir noch einige fröhliche Gesichter winkten. Wäre ich gerannt, dann hätte ich wahrscheinlich noch aufspringen können, doch etwas in mir hinderte mich daran. Irgendwann entschwand der Zug hinter dem Horizont. Ich wartete. Lange. Sehr lange. Nach einer endlosen Zeit erschien fern am Horizont wieder ein Zug, ich vernahm vom weitem fröhliche Musik, konnte fröhliche Menschen aus den Fenstern schauend sehen. Der Zug erreichte den Bahnhof und hielt nicht an; wie an einer Fotowand sah ich Szenen einer ausgelassenen Feier, doch auch nur kurz, dann verabschiedete sich der Zug mit seinem Schlußlicht. Ich lief zum Bahnhofsvorsteher, griff ihn am Kragen, denn Panik überfiel mich, und schrie ihn an: "Warum hält der Zug hier nicht? Ich will aus dieser Einöde hier weg!" Äußerst ruhig erwiderte er: "Der nächste Zug wird für sie hier halten." Tatsächlich, nach einer weiteren Ewigkeit des Wartens kam wirklich ein Zug; doch in ihm war keine Musik, kein Feiern, keine fröhlichen Menschen, nur ein alles ausfüllendes Schweigen. Die Gesichtszüge der Mitfahrenden waren versteinert, kein Lächeln war zu entdecken. Als ich einstieg, rief mir der Bahnhofsvorsteher nach: "Sie hätten niemals aussteigen dürfen! Sie sehen, was ihnen nun noch bleibt!" Der Zug setzte sich in Bewegung und rollte hinein in eine tödliche Einsamkeit.

## **Friedrichstraße, 1994**

Golden glänzen Krakenkrähne,  
Herrscher über diese Stadt.  
Stampfen Stock für Stock gen Himmel  
Aus den finstren Gruben tief.  
Stahlgerüstet steh'n die Bauten,  
Fressen Stahl und Glas und Eisen;  
Wachsen in die Ewigkeit  
Heute so in hundert Jahren.

Aus Ruinen werden Häuser,  
Schlechtes wird zu Gutem schnell.  
Hochgelobt sind Investoren,  
Nieder mit den Kritikern!  
Keine Zeit zum Überlegen,  
Geld ersetzt den Denkvorgang;  
Keiner merkt den Widerspruch,  
Daß das Gute ist nicht schön.

Bauten wuchern wild und wachsen,  
Blüten sieht man selten dort.  
Jeder pflegt den Gigantismus,  
Unkraut ist der Welten Lohn!  
Wer tief gräbt stößt auf Erkenntnis,  
Wer hoch baut sucht sie vergebens.  
In Bauten unser Leben spielt,  
In Gruben wird es enden.

## Die drei Söhne der Enola Gay

Verwesend stehst du auf dem Berge dort,  
An einem Ort unwürd'ger er nicht seien kann.  
Die Nase stolz und siegessicher  
hinauf zum Himmelreich gerichtet.  
Die reine Unschuld im Angesicht von tausend Toten.  
Ja, ich erkenne dich, Enola Gay.

**D**er Verhandlungsraum war groß und weit, die Decke hing wie der schwarze Himmel einer mondlosen Nacht in unerreichbarer Höhe und bürdete den Säulens rings um den Saal ihre schwere Last auf. Das Zentrum, um das die himmeltragenden Säulen sich drehten, bildete sonnenleich der massive Eichentisch, den drei Stühle mit übermenschlich hohen Lehnen wie Fixsterne umgaben. Ansonsten war der Raum karg und leer, keine Bilder, Statuen oder antike Waffen schmückten den Saal, in dem jedes Wort unendlich oft widerhallte und sich somit selbst verformte, verzerrte und zerstörte. Im Raum herrschte die Kälte, die dem Raum jegliche Gastfreundschaft entzog und nicht ein Fenster ermöglichte es dem Sonnenlicht, seine Wärme und Freude in den Raum zu tragen. Obwohl nirgends eine Lichtquelle zu entdecken war, erschien der Saal in einem weißen, neonartigen Licht.

Auf jedem der drei Stühle vor dem leeren Tisch saß eine Person in Uniform, eine Paradeuniform, die alle drei genau gleich aussahen, Uniform wie Person. Man würdigte sich keines Blickes und eisiges Schweigen huschte über den Tisch. So saßen sich die Generäle, es waren zweifellos Generäle, gegenüber und erwarteten eine Aktion des jeweils anderen. Man hatte Zeit.

"Meine Herren", begann schließlich einer der drei nach einer sehr, sehr langen Zeit des Wartens, "meine Herren, ich meine, bevor wir mit den Verhandlungen beginnen, die unsere Regierungen vereinbart haben, sollten wir uns doch gegenseitig vorstellen."

"Das halte ich für überflüssig", sagte der zweite General, "jetzt sitzen wir zwar an einem Tisch, doch schon morgen können wir uns auf dem Schlachtfeld gegenüberstehen. Da ist es nicht angebracht, wenn man zum Feind persönliche Beziehungen hat."

"Da stimme ich zu." fiel ihm der dritte General ins Wort und es begann wieder eine lange Pause des Schweigens. Man beäugte sich mißtrauisch. Plötzlich fiel ein Lichtstrahl von irgendwoher in den Raum, nur eine Sekunde lang und ließ den großen, sternförmigen Orden des ersten Generals aufblitzen.

"Sagen sie, wofür haben sie diesen Orden dort?" fragte der dritte.

"Diesen? Für meine Verdienste in der glorreichen Schlacht von Nudrev. Meine überlegene Strategie und mein Heldenmut haben uns zum Sieg über die reaktionären Schweinehunde von Rebellen geführt. Meine Taktik war ganz einfach: Drei Tage lang bombardierte meine Luftwaffe die feindlichen Stellungen; das zermürbt. Doch die Ratten hatten sich in den Wäldern versteckt, so daß wir sie mit der Luftwaffe nicht kaputtmachen konnten. Doch schließlich genügten sieben Napalmangriffe, um sie reif für eine Bodenattacke zu machen. Der Rest war ein Kinderspiel. Wir stürmten vor und schossen alles über den Haufen, was noch nicht zu Asche verbrannt worden war."

"Nicht besonders heldenhaft" nörgelte der zweite.

"Das ist Krieg, lieber Kollege. Es kümmert doch keinen wie man den Feind tötet, sondern wieviel man vom Feind tötet."

"Aber es ist unmenschlich."

"Hören sie mir damit auf. Was bitte im Krieg ist menschlich? Wenn es um die Menschlichkeit ginge, dann dürften überhaupt keine Kriege mehr stattfinden. Das wäre zweifellos unser Ruin. Wir können unsere Macht nur erhalten, solange man eine Armee für nötig hält. Und das man sie für nötig hält, dafür sorgen wir schon."

"Selbstverständlich sind Kriege menschlich!", warf der dritte General ein, "der Krieg, den ich jahrelang führte, zur Befreiung meines Vaterlandes von dem grausamen Regime der Partei, was war an diesem Krieg unmenschlich? Kann solche Art von Krieg überhaupt unmenschlich sein? Er war nur zum Wohle des Volkes und gegen die scheußliche Diktatur."

"Aber starben bei diesem Bürgerkrieg nicht auch Tausende von Zivilisten auf grausamste Art und Weise?"

"Alles Kollaborateure! Man mußte sie vernichten, um eine reine und jungfräuliche Bevölkerung schaffen, damit ein neuer Anfang möglich war. Heute ist mein Land frei und die Bürger können mittels demokratischer Wahlen selbst ihre Regierung bestimmen."

"Dafür hat ihr zwanzigjähriger Bürgerkrieg das Land zerstört und sie haben sich von einem der wohlhabendsten Länder der Welt zu einer besseren Steinzeitgesellschaft zurückentwickelt. Kein Strom, kein Wasser, keine Krankenversorgung. Und kaum Lebensmittel. In ihrem Land verhungern täglich fast dreihundert Menschen!"

"Freiheit hat ihren Preis, kann ich da nur sagen."

"Freiheit? Mein Geheimdienst meldete mir kürzlich, sie hätten bei der demokratischen Regierung kräftig ihre Hand mit im Spiel. Ist das für sie Freiheit?"

"Meine Herren!", rief der erste in seinem gewohnheitsmäßigen Befehlstone, "es ist doch absurd, wenn wir Militärs über Freiheit und Demokratie diskutieren. Stellen sie sich eine demokratische Armee vor, in der bei jedem Befehl erst abgestimmt wird, bevor man ihn ausführt! Angreifen? Wer ist dafür? Wer dagegen? Wer enthält sich? Gut, dann lassen wir das heute mit dem Angriff. Oh nein, liebe Kollegen, worüber wir diskutieren können, ist Macht. Jeder von uns könnte mit seiner Armee problemlos seine Regierung stürzen; ein Fahneid verblaßt im Lichte der Macht. Haben sie noch nie bemerkt, wie die eigenen Leute vor einem zittern, wenn man nur die Faust ballt? Und Freiheit und Macht, daß geht nicht zusammen. Also, meine Herren, ich appelliere an sie: lassen sie uns diese Verhandlungen scheitern. Der Krieg wird weitergehen, wir behalten unsere Macht und herausreden, warum diese Verhandlungen keinen Erfolg hatten, können wir uns sowieso."

"Ich bin vollends einverstanden", sagte der zweite General. "Sehen sie, für mich ist dieser Krieg kein Krieg zur Wahrung meiner Interessen, für mich ist es ein heiliger Krieg. Ich kämpfe für meinen Gott gegen die Ungläubigen, um sie zu bekehren oder ins Verderben zu schicken. Ich führe nur einen göttlichen Befehl aus."

"Ihr Gott hat es ihnen befohlen? Wie denn? Ist er ihnen im Traum erschienen?"

"Keineswegs. Der weise Führer unserer Religionsgemeinschaft sprach mit ihm und erhielt von ihm den Befehl, den er an mich weitergab."

"Für dumm verkauft er sie! Oder meinen sie, ihr seltsamer Guru hat ein einziges Mal mit ihrem Gott gesprochen? Er ist es, der ihnen den Befehl gab. Meine Güte, einen heiligen Krieg, so etwas gib es nun wirklich nicht."

"Sie sehen dies nur so, weil sie ein Ungläubiger sind." verteidigte sich der zweite. "Wahrscheinlich haben sie überhaupt keinen Gott."

"Mein Gott ist der Krieg. Es ist das Einzige, an daß ich glaube. Das Einzige, für das es sich zu sterben lohnt. Fürs Vaterland, wie wir es den einfachen Soldaten so schön verkaufen. Jeder andere Tod ist doch sinn- und zwecklos. Aber der Tod im Krieg, und sei es nur durch die Strahlung einer Atombombe, der zeigt dem Feind, daß er es mit jemandem zu tun hat, der für seine Interessen in den Tod geht. Der einzig wahre Gott ist der Krieg, denn der Krieg ist die Hölle. Nirgendwo anders hat der Tod solch eine erlösende Bedeutung wie auf dem Schlachtfeld."

"Dann führen sie doch auch einen heiligen Krieg." warf der erste ein. "Oder inwiefern unterscheidet sich sein Krieg von dem ihren?"

"Er führt Krieg für seinen Gott." antwortete der dritte. "Ich führe Krieg um des Krieges willen. Der Nährboden des Krieges ist der Krieg selbst. Hätte es den Zweiten Weltkrieg gegeben, wenn der Erste nicht stattgefunden hätte? Sicherlich nicht. Krieg erzeugt Feindschaft und Feindschaft erzeugt Krieg. Als Militär ist es meine Aufgabe, Krieg zu beginnen, damit Feindschaft zu erzeugen und deswegen einen erneuten Krieg ins Rollen zu bringen. Doch achte darauf, daß du immer genügend Gegner hast. Denn wenn du allein auf der Welt bist, ist deine Macht als Militär erloschen. Also schüre das Feuer der internationalen Gewalt stetig, und deine Macht bleibt erhalten.

Ich denke, dafür kämpfen wir drei hier wirklich. Um unsere Macht. Nicht aus politischen Gründen, wie ich es tue, nicht um sein Land zu befreien, wie sie es tun, mein lieber erster, auch nicht für seinen Gott, wie sie es tun, mein lieber zweiter. Uns reizt nicht das Geld und nicht die Orden, sondern nur die Macht. Die Macht über andere Menschen, über andere Völker, über die gesamte Welt. Also, meine Herren, lassen sie uns nicht über die Macht reden, lassen sie uns um die Macht kämpfen. In meinen Augen sind die Verhandlungen gescheitert."

"Ich sah nie einen Schimmer des Erfolges in solchen Gesprächen." erwiderte der erste sofort.

"Unsere Standpunkte sind einfach zu verschieden, als daß es zu einer Einigung kommen konnte." erläuterte der zweite abschließend. "Also kämpfen wir!"

Schweigend sortierten die Generale ihre Papiere, die sich vor ihnen auf dem Tisch ausbreiteten und räumten diese in ihre Aktentaschen. Dabei entglitt dem ersten ein Bild und fiel in die Mitte des Tisches. Wie gebannt starrten alle drei auf das Photo.

"Wer ist das?" fragte der zweite, hörbar gespannt.

"Meine Mutter..." erwiderte der erste General etwas geniert. "Auch ein Soldat darf sentimental sein."

"Aber das ist ja ganz erstaunlich!" rief der zweite General, wühlte in seinem Aktenkoffer und zog ein Bild hervor, das dem auf dem Tisch liegenden genau glich.

"Sehen sie, dies ist meine Mutter!" Man starrte sich gebannt an und schwieg.

Nun zog auch der dritte General ein Photo aus der Tasche, welches wiederum den beiden anderen gleich war und stellte so auch seine Mutter vor. Plötzlich erschallte eine Stimme von irgendwo her, von der jeder der Generale annahm, einer der anderen hätte diese Worte gesprochen.

"Sagen sie den Namen ihrer Mutter! Sagen sie!"

Da sprachen sie alle zugleich:

"Enola Gay."

## **Das deutsche Auto**

Ein's deutschen Mannes ganzer Stolz,

ist der Mercedes, nicht der Rollce.

Er hegt ihn, pflegt ihn immerda,

und weh, wenn er 'nen Kratzer sah:

Dann steigt ihm Zorn in sein Gesicht

"Wer hat das nun wohl angericht' ?"

Durch seinen Kopf, da geht ein Grübeln

"Dem Kerl, dem werd' ich eine dübeln !"

Und schließlich schlägt dir Uhre Acht,

den Kratzer hat er selbst gemacht.

## Die Nullstelle der Asymptote

Er wurde das Gefühl nicht los, daß dies heute nicht sein Tag seien würde, obwohl bis zum späten Vormittag eigentlich alles recht normal ablief. Er war wie immer ins Büro gegangen, wo ihn heute wahrlich keine schweißtreibende Arbeit erwartete und freute sich nun auf seine Mittagspause, zu der sein Chef noch am Morgen bemerkt hatte, und das war wirklich eine Seltenheit, er könne sie aufgrund der geringen Arbeit, die zu tun war, auf eine Stunde verlängern. Trotz diesem Positivum hatte er dies flau Gefühl im Magen, daß irgend etwas nicht stimmte. Er sollte sich nicht irren.

Es ging nun stark auf seine Mittagspause zu, als das Telefon läutete. Aus den Augenwinkeln betrachtete er es als wäre es eines dieser Filmmonster, welches ihn gleich den Arm abbeißen würde. Er schlich sich von hinten an das läutende Ding heran, griff dann in einem Moment, in dem es das Telefon bestimmt nicht erwartete, blitzartig zum Hörer und nahm ab.

"Hallo?"

"Hallo, ich bin's." Es war seine Freundin. "Sag mal, ich hätte etwas Wichtiges mit dir zu besprechen. Könnten wir uns nicht unten beim Chinesen treffen?" Sie arbeitete genau gegenüber. "Sagen wir um zwölf? Okay, ich seh' dich dann."

Mit einem leisen Seufzer legte er den Hörer auf die Gabel und betrachtete ihr lächelndes Gesicht, welches in einen kleinen Metallrahmen gebannt seinen Schreibtisch zierte. Es war kein Zufall, daß sie direkt gegenüber arbeitete, denn andernfalls hätten sie sich sicherlich nie kennengelernt, da ihre beiden Firmen denselben Parkplatz benutzten. Ein Umstand, der eines Tages zwischen beiden zu einem Streit um den letzten freien Stellplatz geführt hatte. Natürlich hatte er damals nicht nachgegeben, sie dafür aber zum Essen eingeladen, so daß der Rest dann wie üblich ablief: Zusammen Essen, sich nett finden, in die Wohnung gehen, einen Drink nehmen, ein bißchen Sex, sich öfters sehen, Beziehung.

Wie er so ihr Bild betrachtete, bemerkte er, daß es bereits zehn vor zwölf war, stand auf, nahm seine Tasche und verließ das Gebäude. Fünf Minuten später saß er im Restaurant, umgeben von einem penetranten und kitschigen chinesischen Ambiente, seltsame Deckentäfelungen, Wandbilder mit chinesischen Motiven und auf jedem Tisch hockte dieser grinsende, goldfarbene Buddha, aus dessen Rücken ein Tischlämpchen wuchs. Wenigstens das Essen schmeckte. Der Ober überreichte ihm die Karte, als wäre sie ein persönliches Geschenk, wobei er der Bedienung klarmachte, daß noch jemanden erwartet würde.

Der Ober entfernte sich und ließ ihn mit der Speisekarte allein. Kaum war die Bedienung in dem hinteren Bereich des Lokals verschwunden, öffnete sich die Tür, und sie trat ein. Er bemerkte das geliebte Wesen sofort und gab seiner Hand den Befehl, ein kurzes Zeichen zu geben, um es auf ihn aufmerksam zu machen. Doch da es bereits auf seinen Tisch zukam, beendete er die Bewegung auf halber Höhe, so daß sie mehr einem nervösen Nervenleiden als einem Wink ähnelte. Seine Freundin ließ sich ihm gegenüber auf den Stuhl fallen und, als ob sie einen versteckten Knopf gedrückt hatte, erschien der Ober im selben Moment und brachte auch ihr die Karte. Da beide schon öfters in diesem Restaurant ihre Mittagspausen verbracht hatten, genügte ein kurzer Blick in die lederne Speisekarte, um das Essen auszuwählen. Er nahm die Nummer 36, Schweinefleisch doppelt gebacken und recht scharf, während sie irgendein Entengericht mit einen



fürchterlich unaussprechlichen Namen wählte. Der Ober nahm die Bestellung mit einem wohl angeborenen Lächeln auf und verschwand.

"Nun?" fragte er.

"Was, nun?" erwiderte sie.

"Du wolltest doch irgend etwas schrecklich Wichtiges mit mir besprechen? Schon vergessen?"

"Ach ja." Es folgte eine Pause, in der sie fürchterlich ihre Lippen in alle möglichen Stellung verschob. Sie tat dies immer, wenn sie verlegen war. "Können wir das nicht nach dem Essen besprechen?"

Sie redeten dann belangloses Zeug, an was sie gerade arbeiteten, was der und der oder die und die wieder gesagt hatte und ähnliches, bis das Essen vor ihnen stand. Das Gespräch verstummte. Er mußte feststellen, daß er zwar Hunger und Appetit hatte, es ihm aber heute irgendwie nicht schmecken wollte. Er versuchte in ihren Augen zu lesen, ob es ihr ähnlich ginge, doch diese waren so gefühllos wie immer, ein Zustand, der ihn schon immer gestört hatte, doch an den er sich im Laufe ihrer Beziehung gewöhnen hatte müssen und somit seine Liebe zu ihr nicht schmälerte. So zog sich das Essen schier endlos in die Länge, bis die Teller leer waren. Der Ober räumte ab und sie holte tief Luft.

"Die Firma hat mir angeboten, nach Amerika zu gehen, um dort ihre Filiale aufzubauen. Schickes Büro, irgendwo in einem Wolkenkratzer in New York, besseres Gehalt, neue Aufgaben, neue Menschen, kurz, daß, was ich schon immer wollte."

"Amerika?" dachte er, "warum kann mir meine Firma sowas nicht anbieten?" Dann sagte er laut: "Ich denke,- also, wenn du es wirklich willst- daß die paar Wochen unsere Beziehung keinen Abbruch tun werden."

"Nun ja", zögerte sie hinaus, "es sind nicht nur ein paar Wochen."

"Monate?"

"Fünf Jahre muß ich mich verpflichten."

"Fünf Jahre!" schoß es ihm durch den Kopf. Die Zahl Fünf erschien ihm riesenhaft vor seinem geistigen Auge. Dieser dicke Bauch in der unteren Hälfte, darüber diese zwei häßlichen Striche, die zu allem Überfluß noch einen rechten Winkel bildeten. "Nun ja", dachte er, "New York wär' schon nicht schlecht. Ich könnte dort auch einen Neuanfang versuchen. Noch bin ich jung, und wenn es nicht klappt, dann verdient sie halt das Geld und ich kümmerge mich um die Kinder, die wir dann haben werden."

"Gib mir etwas Bedenkzeit, dann kann ich dir sagen, ob ich mitkomme."

"Nein." frostete es herüber. "Ich wollte diese Gelegenheit nutzen, um unsere Beziehung zu beenden. Ich glaube, das, was ein Zusammenleben ausmacht, ist bei uns längst erschöpft. Sei mir nicht böse." Sie winkte den Ober heran, bezahlte und ging.

Ein riesengroßer Hammer hatte seinen Kopf getroffen. Er lag jetzt mehr als er saß auf seinem Stuhl, seine Arme hingen schlaff herab und seine Augen starrten auf den gegenüberstehenden Stuhl, als säße sie dort noch immer. Sieben Minuten verharrte er in dieser Position, bis eine Fliege auf seinem Arm landete und ihn weckte. Er winkte dem Ober und wollte bezahlen, doch dieser erklärten ihm, daß die Dame bereits für beide die Rechnung beglichen hatte. Das machte ihn ungeheuer wütend und er brauste:

"Wie kommt diese gefühlskalte Person dazu, meine Rechnung zu bezahlen? Los, sagen sie, wieviel hat mein Essen gekostet?"

Der Ober lächelte und nannte ihm den Preis. Wütend zückte er seine Brieftasche und drückte dem Ober den Betrag samt Trinkgeld in die Hand.

"Stimmt so." brummelte er und verließ schlafwandelnd das Restaurant. Er kam sich benutzt und ausgenommen vor. Nie war er so gedemütigt worden. "Ich glaube, das, was ein Zusammenleben ausmacht, ist bei uns längst erschöpft." spielte sein geistiges

Tonbandgerät ihm wieder und wieder vor. Er hätte nie gedacht, daß sie so grausam sein könnte. Mit diesen Gedanken betrat er wieder sein Büro.

Noch vor der Mittagspause hatte er sich an ihrem Lächeln auf seinem Schreibtisch erfreut; nun konnte er es nicht mehr ertragen. Bei diesem Anblick zuckten seine Finger, er nahm das Bild samt Rahmen in die Hand und schleuderte es mit voller Wucht gegen die Wand. Glas splitterte. Dann versank sein Gesicht in seinen Händen.

Es klopfte an der Tür, sie öffnete sich und der Kollege, der im Büro nebenan arbeitete, kam herein.

"Ist etwas passiert?" wollte er wissen, doch dann sah er die Trümmer des Photos auf der Erde. "Probleme?"

"Ich weiß nicht, wie du dies bezeichnest, wenn deine Freundin dir mitteilt, daß zwischen euch das, was ein Zusammenleben ausmacht, erschöpft ist." Er kam über diesen Satz einfach nicht hinweg. "Ich nenne dies einen Weltuntergang."

Mit einem überaus freundschaftlichen und für den Verlassenen sehr hilfreichen Schulterzucken verließ der Kollege das Büro wieder. Er hatte kaum Zeit, sich zu fassen, denn schon läutete das Telefon erneut. Er sollte zum Chef kommen. Vielleicht auch ein Job in Amerika?

Das Büro vom Chef war, wie ein Büro vom Chef sein mußte: protzig. Die Wände zierten mehrere übergroße moderne Gemälde, auf denen nichts zu erkennen war und die dem Chef von irgendeinem Galeristen sicherlich für eine Unmenge von Geld als Kunst aufgeschwatzt worden waren. Der Schreibtisch war fast leer und stellte dadurch die Frage, ob seine Fläche wirklich 6 m<sup>2</sup> betragen mußte.

"Ich will gleich zur Sache kommen." begann der Chef, kaum daß sein Angestellter sich gesetzt hatte. Da überkam jenen wieder dieses unguete Gefühl von heute morgen; er sah bereits den nächsten Hammer auf ihn zuschwingen.

"Wie sie vielleicht bereits gemerkt haben, ist unsere Auftragslage in diesen schweren Zeiten der Rezession nicht gerade die Beste. Dies zwingt mich zum Handeln. Wir müssen unsere Arbeitsgänge rationeller machen, so daß wir konkurrenzfähig bleiben und uns die anderen nicht mit ihren Preissenkungen abhängen. Wir müssen jetzt sparen, bevor wir in den Konkurs gehen. Ich bitte sie, daß zu verstehen. Ich habe nichts gegen sie persönlich, doch ein intelligentes Management erfordert diese Maßnahmen. Ich bedanke mich nochmals bei ihnen für ihr Verständnis." Der Chef schwieg und sah ihn erwartungsvoll an. Er hingegen schaute verständlicherweise irritiert sein Gegenüber an.

"Ist noch etwas?" fragte das Gegenüber.

"Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber bei ihrem Vortrag ist mir noch nicht klar geworden, was sie eigentlich von mir verlangen."

"Achso, das habe ich ja ganz vergessen. Sie sind zum nächsten Ersten entlassen. Ihre Papiere können sie sich im Personalbüro abholen. Wenn sie wollen, schreibe ich ihnen auch ein Zeugnis. Ansonsten ist alles mit dem Betriebsrat geklärt. Haben sie sonst noch Fragen?"

Er war zur perplex, um fragen zu können, warum gerade er gehen muß, zuviel schoß ihm durch den Kopf. Er dachte nur daran, irgendwie Ordnung in seine Gefühle zu bringen.

"Kann ich heute früher nach Hause gehen? Ich fühle mich nicht besonders gut."

"Kann ich voll verstehen, kann ich voll verstehen. Gehen sie ruhig. Aber trauern sie nicht ihrem Job hier nach. Sehen sie, sie sind noch relativ jung, sie werden bald eine neue Arbeit finden. Sie sind ja schließlich nicht untalentierte."

Da war der Hammer schon wieder. Diesmal traf er ihn mit noch größerer Wucht als zuvor. Er fühlte sich wie eine Metallfeder, die man soweit gespannt hatte, daß sie nun

nicht mehr in ihre Normallage zurückkehren konnte. Zuviel mußte er heute verkraften, zuviel, als daß ein normaler Mensch dies hätte verkraften können.

Hinter ihm fiel seine Wohnungstür ins Schloß. Er erwachte aus seiner Trance und fragte sich, wie er überhaupt nach Hause gekommen war. Er entledigte sich seines Mantels und betrat sein Arbeitszimmer, dessen rechte Wand mit Fotos tapeziert war; da war sie; omnipräsent; mal lachend, mal ernst, mal alleine, mal mit ihm, mal am Meer, mal in den Bergen, mal im Garten, mal in der Stadt, einmal sogar nackt; tausendfach wiederholte sie in seinem Kopf die Worte, die sie am Mittag im Restaurant zu ihm gesagt hatte. Tausendfach sahen ihn ihre blauen Augen an. Doch sie waren gar nicht blau, sie waren rot und diabolisch und ihr Haar war nicht glatt und blond, es war schwarz und schütter und zwei kleine Hörner wuchsen aus ihrem Kopf. Tausendfach. Da packte ihn die Wut. Dem Adrenalinstoß folgend rannte er in die Küche, suchte den größten Topf, den er besaß und eilte ins Arbeitszimmer zurück. Dort riß er mit der Entschlußkraft eines Mörders alle Fotos von den Wänden, erfüllt von der Sicherheit, daß, wenn sie nun hier wäre, er sie mit seinen eigenen Händen erwürgt hätte. Die Fotofetzen wurden in den Topf gestopft. Jetzt, wo sie ihn nicht mehr ansah, wurde er sichtlich gelassener. Er sah sich nach Streichhölzern um. Das Lied "Wie freu' ich mich" aus der Oper "Die lustigen Weiber von Windsor" summend ging er wieder in die Küche. Gezielt die Flasche Brennspritus gegriffen, dann ins Wohnzimmer, die Streichhölzer und wieder ins Arbeitszimmer. Immer noch pfeifend goß er fast einem alten Kochrezept folgend nicht zu knapp den Brennspritus zu den Fotos. Er entzündete ein Streichholz.

"Brennen sollst du!" beschwor er. "Sowie meine Liebe zu dir brennen soll, bevor sie sich in Rauch auflösen wird. Ich wünsche dir viele Qualen in deinem weiteren Leben." Mit diesen Worten ließ er das Streichholz in den Topf fallen und der Spiritus tat das Übrige: eine Stichflamme schoß aus dem Topf, Funken und brennendes Fotopapier wurden aufgewirbelt, beißender Rauch füllte das Zimmer. Zielstrebig suchten sich die brennenden Fetzen ebenfalls brennbare Materialien, entzündete freudig die Gardine und das Papier auf dem Schreibtisch. Wie ein gemütliches Lagerfeuer brannte dann der gesamte Schreibtisch und lud den Teppich ein, sich ebenfalls produktiv an der Zerstörung der Wohnung zu beteiligen.

In diesem Moment erst erkannte er, was er angerichtet hatte; er stürzte zum Telefon und rief die Feuerwehr.

Drei aufregende Stunden waren vergangen. Er saß auf einer Parkbank inmitten einer lieblichen Grünanlage, nicht weit von seiner Wohnung- seiner ehemaligen Wohnung- entfernt. Die Polizei hatte gerade noch verhindern können, daß ihn der Mieter unter ihm erwürgte, als jener die Brandursache erfuhr und ihm im Angesicht des Wasserschadens um den Hals fiel. Er selbst fühlte sich am Brand allerdings nicht schuldig. Schuldig war für ihn seine Freundin. Was hatte sie auch sein Herz so entflammen müssen, daß gleich die ganze Wohnung abbrannte?

Etwas Unangenehmes lag vor ihm. Er mußte seine Schwester anrufen und sie fragen, ob sie ihn für einige Tage bei sich aufnehmen könne, da er sonst nicht wüßte wohin. Das Unangenehme jedoch lag nicht bei seiner Schwester, sondern bei deren Mann, dem er nicht in Worte zu fassende negative Gefühle entgegenbrachte. Dies beruhte jedoch auf Gegenseitigkeit und so gingen sich die beiden möglichst aus dem Weg, welches für mehrere Tage in einer Wohnung jedoch schwer realisierbar schien. Doch ihm blieb keine andere Wahl, denn es hieß für ihn Schwager oder Obdachlosenasyl.

Nachdem er eine Viertelstunde lang unschlüssig auf der Bank gesessen hatte, erhob er sich und suchte die einzige Telefonzelle, die die nähere Umgebung durch ihr fesches

Aussehen bereicherte, auf. Es war eine von diesen schönen, neuen, topmodernen Telefonzellen, bargeldlos, man brauchte nur eine Karte. Doch ein Blick auf das Display sagte dem Benutzer, daß diese Telefonzelle gerade noch soweit funktionsfähig war, um anzuzeigen, daß sie nicht mehr funktionsfähig ist. Seine Stimmbänder formten leise Flüche, als er die Zelle unverrichteter Dinge wieder verlassen mußte. Er entschied sich, ohne Vorwarnung bei seiner Schwester aufzutauchen, was er letztendlich für besser hielt, denn so konnte ihr Mann nur noch schwer intervenieren.

Der vierundzwanzigstündigen Rush-hour war schwer zu entgehen, besonders in der Innenstadt. Eine grüne Ampel signalisierte nur noch die freie Fahrt in den nächsten Stau. An jedem anderen Tag hätte er darüber geflucht und einen Nervenzusammenbruch nach dem anderen erlitten, doch heute kümmerte ihn diese Chaos wenig. Seine Kapazität für Probleme am heutigen Tag war erschöpft, so daß alles weitere, das noch auf ihn hereinstürzte, einfach an ihm vorbeiging.

Während er sich von einer Ampel zur nächsten staute, wanderten seine Blicke auf den Gehsteig und verfolgten die Passanten. Da sah er sie: schulterlanges, brünettes Haar, Jeans und die kleine schwarze Handtasche. Auch die Körpergröße stimmte.

"Dann ist sie also noch nicht in Amerika!" schoß es ihm durch den Kopf, völlig vergessend, daß sie ihm ihre Pläne erst vor einigen Stunden anvertraut hatte und schwerlich jetzt bereits in Amerika sein konnte. "Ich rede mit ihr", dachte er, "und dann wird sie ihre Meinung bestimmt ändern. Wenn das, was ein Zusammenleben ausmacht, erschöpft ist, dann füllen wir es halt wieder auf!" Diesem Gedankengang folgend, wanderte sein rechter Fuß vom Gaspedal zur Bremse und ließ sich dort gemütlich nieder. Den durch das Auffahren des hinteren Fahrzeug verursachten Ruck bemerkte er zwar, nahm ihn aber nicht wahr. Er sprang aus dem Auto, rannte auf den Gehweg, seiner Freundin hinterher.

"Jaqueline! Warte!" rief er, ohne daß eine Reaktion der Angesprochenen erfolgte. "Nun sei nicht so stur und warte doch mal!" Er hatte sie nun erreicht und berührte ihre Schulter, worauf sie sich umdrehte und ihn fragend ansah. Obwohl der Körperbau, die Haare, die Kleidung, überhaupt Alles stimmte, war doch das Gesicht ein völlig fremdes.

"Oh, Entschuldigung. Verwechslung. Ja, Verwechslung." Sichtbar verwirrt kehrte er zu seinem Auto zurück. Dort stand ein Mann, nämlich der Fahrer des hinteren Fahrzeugs, dieser jedoch sichtbar wütend und sofort zum Angriff übergehend.

"Also hören sie mal. Es ist schon stressig genug, der ganze Verkehr hier, aber wenn sie einfach ohne Grund, ich meine kein Auto, kein Fußgänger, kein Tier, also wenn sie hier nach Lust und Laune bremsen, dann glauben sie nicht, daß ich den Schaden bezahlen werde. Sie hatten bestimmt an ihrem Wagen einen Schaden und suchen nun einen Dummen, der den bezahlt! Aber nicht mit mir, Freundchen. Ich gehe vor Gericht. Ihnen werde ich die Suppe versalzen! Ich habe mir schon die Namen einiger Zeugen notiert, und warten sie erst, bis die Polizei hier ist!"

Er hatte sich dies alles regungslos und ohne ein Wort des Einwands angehört. Als es schien, daß sein Gegenüber mit seinen Anschuldigungen am Ende war, formte er seine rechte Hand zur Faust und schlug sie dem Mann mit voller Wucht ins Gesicht, so daß dieser zu Boden ging. Er hatte noch nie jemanden geschlagen, doch heute war es wie ein Reflex, eine Abwehr von weiteren Problemen, die sein Leben in noch stärkerem Ausmaß zerstören könnten. Dann stieg er in sein Auto und fuhr davon, seinen Gegner blutend am Boden liegen lassend.

Seine Schwester wohnte in einem ansehnlichen, frisch renovierten Altbau und er erreichte ihn bei Einbruch der Dunkelheit. Die Haustür war offen und so erklimmte er den dritten Stock, ohne seine Schwester vor seinem Besuch zu warnen. Vor deren

Haustür zögerte er noch einen Moment, bis er schließlich klingelte und eingelassen wurde. Noch im Flur fragte er:

"Kann ich ein, zwei Tage bei euch übernachten? Jaqueline hat mich verlassen und meinen Job bin ich auch los und als ich Jaquelines Fotos verbrennen wollte, brannte meine Wohnung ab und dann hatte ich einen Autounfall und schlug den Mann k.o. und jetzt bin ich hier und bitte euch; ich habe nur die Wahl zwischen euch und dem Obdachlosenasyll."

Überraschenderweise protestierte sein Schwager entgegen allen Erwartungen nicht sofort lautstark, sondern zeigte Mitleid und Verständnis, denn er war es, der die zunächst zögernde Schwester überredete. Es schien an diesem Tage alles verdreht; die Menschen, die er liebte, verließen ihn und die Menschen, denen er seinen Haß entgebrachte, kamen auf ihn zu.

"Wir sind ja schließlich keine Unmenschen", begründete er, "also los, hol' deine Sachen rauf, du kannst auf der Couch im Wohnzimmer schlafen."

"Hab' keine. Alles verbrannt."

"Auch nicht so wild. Weißt du, das Beste, wie man solch einen Scheißtag abschließen kann, ist ein Kneipenbesuch. Komm einfach mit in meine Stammkneipe."

"Ich weiß nicht recht." Er zögerte, da er Alkohol nie besonders gemocht hatte. Doch dann gab er sich einen Ruck und stimmte zu, worauf er die schwesterliche Wohnung zusammen mit seinem gehaßten Schwager, den er auf einmal recht sympathisch fand, kurz nach seiner Ankunft wieder verließ.

Die Kneipe war gleich unten an der Ecke und stank, wie jede Kneipe, fürchterlich nach Zigarettenrauch. Man kämpfte sich durch die Nebelschwaden und ließ sich auf zwei Barhockern am Tresen nieder. Sein Schwager bestellte zwei Korn und zwei Bier, worauf er protestieren wollte, doch ein Mischung aus Neugierde und Resignation ließ den Protest verstummen, bevor dieser seine Lippen hatte passieren können.

"Mein Schwager hier hat einen wirklich grausamen Tag hinter sich." erzählte sein Schwager dem Wirt, den er nach langjährigem, regelmäßigem Besuch der Kneipe offenbar gut kannte. "Freundin weg, Job weg, Wohnung abgebrannt, Autounfall." führte er kurz und knapp aus. Während der Wirt die Bestellung ausführte, besah dieser ihn mitleidig und in seinem Blick war das leichte Kopfschütteln, das dem so grausam Gebeutelten signalisierte, doch besser seinem Leben ein Ende zu setzen

Zunächst trank er den Schnaps, ein grausamer Geschmack, der seine Geschmacksnerven vorübergehend örtlich betäubte und dann ein nicht enden wollendes Schwindelgefühl in seinem Kopf verursachte. Im Vergleich zum Schnaps schmeckte ihm das Bier danach recht gut. Noch während er es trank, durchfuhr seinen Körper diese Wärme und es war ihm, als sei eine seiner Sorgen von ihm abgefallen. Er fühlte sich wirklich besser.

"Noch einmal!" bestellte er und trank beides noch rascher als beim ersten mal aus.

"Du", sagte sein Schwager, " ich muß jetzt wieder gehen. Du kennst ja deine Schwester." Er machte ein eindeutiges Handzeichen. "Ich rate dir, trink nicht noch mehr, ich weiß, du verträgst nicht viel. Hier hast du die Wohnungsschlüssel, dann brauchst du nicht zu klingeln."

Die Worte seines Schwagers kaum noch wahrnehmend überlegte er eine kurze Zeit lang, ob er nicht auch zu rauchen anfangen sollte, ließ davon aber ab und bestellte noch ein Schnaps und ein Bier. Nach dem diesem dritten alkoholischen Paar verließ ihn seine Lethargie, die ihn seit dem Mittag befallen hatte und er wurde lauter und lustiger. Da er solche Mengen Alkohol nicht gewohnt war, konnte man ihn nach dem vierten Bier als sehr stark angeheitert bezeichnen, worauf er die Kontrolle über sich verlor und alles, was sich am Tage bei ihm angestaut hatte, entlud. Er zerschmiß Gläser und beleidigte Gäste, wobei es ihm ein Liebespaar an einem Tisch ganz in der Ecke besonders angetan

hatte, und er fing an, den weiblichen Teil zu beschimpfen und warnte ihn vor ihr und vor einer Beziehung, die sowieso nur Unglück bringt, wie es alle Beziehungen tun. Verzweifelt versuchte der Wirt, ihn zum Verlassen der Kneipe zu bewegen, doch er wehrte sich und ließ sich kaum bändigen, so daß der Wirt sich nicht mehr zu helfen wußte und die Polizei rief.

Auch dies war an seiner Wahrnehmung vorübergegangen. Als er diese am nächsten Morgen wiedererlangte, fand er sich auf einer Holzpritsche liegend in einem vollständig gekachelten Raum wieder, nicht besonders geräumig, dafür aber fensterlos, mit einer schicken Eisentür samt Guckloch ihm gegenüber. Er hatte das Gefühl, der Raum sei allein schon für seinen Kopf zu klein. Mühsam erhob er sich und schlug gegen die Tür, durch die kurz darauf ein Polizist die Zelle betrat. Von diesem erfuhr er, daß er sich in einer Ausnüchterungszelle befinde, ein Ort, den er sich nie geträumt hätte kennenzulernen, daß er als der Schläger aus der Bamberger Straße identifiziert wurde und deshalb mit einer Anklage wegen schwerer Körperverletzung und Fahrerflucht rechnen müsse.

Er war froh und glücklich und fühlte sich in der Zelle freier als sonst irgendwo auf dieser Welt. Er hatte den gestrigen Tag überlebt und konnte heute ein neues Leben beginnen. Wenn er auch noch nicht wußte wo, wie, mit wem und von welchem Geld, und wenn er auch ganz unten war, so konnte es doch jetzt nur noch aufwärts gehen.

## **Heute habe ich geweint**

Heute habe ich geweint.  
Man zeigte ein verbranntes Haus,  
Von Braunen entzündet, sich bekannt,  
Drei Menschen starben, die ihnen nichts getan.

Gestern habe ich geweint.  
Im U-Bahnschacht begann ein Streit,  
Denn einer war "stolz, ein Deutscher zu sein".  
Drei Menschen stach er nieder.

Morgen werde ich weinen.  
Warum, das kann ich noch nicht sagen,  
Doch irgendwer sticht wieder zu.

Doch irgendwer zündt` wieder an.  
Doch irgendwer wird wieder töten.  
Aus Haß, so unbegründet er nur sein kann. Und darum weine ich.

## Vom Jungen, der die Liebe suchte

**E**s war einmal ein Junge, der wohnte in einem großen Dorf in einem fernen Land. Eines Tages verliebte sich der Junge unsterblich in ein schönes Mädchen, doch das Mädchen war so schön und der Junge hielt sich für so unattraktiv, daß er es aus Angst nicht wagte, ihr seine Liebe kundzutun. So war es nicht verwunderlich, daß seine Liebe schon bald enttäuscht wurde und sich das Mädchen einen anderen nahm, da sie von den Gefühlen des Jungen nichts wissen konnte. Als der Junge dies erfuhr, war er sehr traurig und gab seine Liebe auf. Er beschloß, in die Welt zu ziehen, um irgendwo im Lande ein Mädchen für sich zu finden. »In irgendeiner Stadt wird es schon ein Mädchen geben, in das ich mich verlieben werde. Es muß einfach sein.« sagte sich der Junge und begann seine Wanderung.

Schon bald erreichte er die erste fremde Stadt. Er nahm sich ein Zimmer in einer Pension und begann, unter den Mädchen des Ortes Ausschau zu halten. Er besuchte Bälle, nahm Einladungen zum Essen von Familien mit jungen Töchtern an und verabredete sich mit einzelnen Mädchen im Mondenschein. Doch keine war dabei, in die er sich verliebte. Enttäuscht und voller Angst, sein Leben in ferner Zeit ohne Frau beschließen zu müssen, verließ er diese Stadt und zog weiter. Der Junge kam in die nächste Stadt, und dort wiederholte sich sein Suchen. Diesmal sagte er sich: »Ich sollte etwas weiter gehen und mit den Mädchen, mit denen ich Verabredungen habe, eine Liaison beginnen. Wenn ich sie erst einmal küsse, dann muß ich mich in sie verlieben.« So machte er im Mondenschein den Mädchen halbherzige Liebeserklärungen, doch auch dies half ihm wenig; er wollte sich einfach nicht in ein Mädchen verlieben. Noch verängstigter verließ er auch diese Stadt.

So zog er weiter, bis er alle Städte und Dörfer des Landes besucht, die schönsten und hübschesten Mädchen gesehen und sich dennoch nicht verliebt hatte. Schwer war sein Herz geworden, und schwarz war seine Seele. Darum verließ der Junge das Land und versuchte in den Nachbarländern sein Glück. Doch auch dort fand er die Liebe nicht. Sein Leiden wurden so schlimm, daß er beim Anblick glücklicher Liebespaare in Tränen ausbrach. Mit der Zeit wurde er immer stiller und schlief immer öfter vor der Stadt unter einem Baum, weil er die Freude der anderen Menschen in der Stadt nicht ertragen konnte.

Die Zeit wehte durch sein Gesicht, und es waren nun dreizehn Jahre, als daß er seine Wanderschaft begonnen. Vergessen war der Grund für den Anfang dieser Reise, und langsam vergaß er auch das Ziel. Da gelangte der Junge eines Tages an eine Stadt, die ihn in irgendeinerweise an eine der Städte erinnerte, die er früher bereits besucht hatte. Er passierte das Stadttor und mietete sich in der Pension im Orte ein. Schon bald raunte man im Dorf: »Ein seltsamer Fremder ist gekommen. Er soll sehr still sein und kaum ein Wort sagen. Was der hier wohl will, wo es hier doch nichts zu holen gibt?« Dies drang auch an des Bürgermeisters Ohr und er entschloß sich kurzerhand, den Fremden auf den am Abend stattfindenden Dorfball einzuladen und mit an seiner Tafel zu sitzen.

Der Abend kam, und obwohl der Junge, der nun -nach all den Jahren der Wanderschaft- kein Junge mehr war, gezögert hatte, des Bürgermeisters Einladung anzunehmen, saß dennoch neben dem Stadtobersten an dessen Tafel. Der Bürgermeister stellte ihm viele Fragen über seine Wanderschaft, während einige junge Frauen aus dem Dorf zur heiteren Musik tanzten. Da fiel der Blick des Jungen auf eine Frau aus der Tanzgruppe, und ein Stich traf sein Herz und befreite seine Seele. In diesem Moment hatte er die



Liebe gefunden. »Sagt mir, Bürgermeister, wer ist dieses Mädchen dort, das so flink tanzt?« »Das, das ist Marie. Eine traurige Geschichte. Ihr Verlobter starb kurz vor ihrer Hochzeit vor zehn Jahren, seitdem ist sie allein.«

Und als der Junge den Namen des Mädchens vernahm, da bemerkte er, daß er wieder in der Stadt war, die er vor dreizehn Jahren verlassen hatte, und daß sein Herz wieder für das selbe Mädchen schlug.

## Ein Geschenk für alle

*Eine Weihnachtsnovelle*

Es geschah an einem Weihnachtsabend unserer Zeit. Es herrschte helle Geschäftigkeit im Haus. Während die Mutter noch in der Küche stand und die letzte Vorbereitungen für den Weihnachtsbraten traf, kletterte der Vater einem Artisten gleich die Leiter neben dem Weihnachtsbaum hinauf und herunter, jedesmal mit einer Kugel oder einer Handvoll Lametta in der Hand, die er auf jedem Ast des Weihnachtsbaumes möglichst festlich plazieren wollte, was bei ihm immer recht lange dauerte, ehe er mit seiner Arbeit zufrieden war. Der Großvater hingegen, der neben diesem Szenario auf der Couch saß, ließ sich von der nervösen Hektik seines Sohnes nicht anstecken. Nach dem Tode seiner Frau hatte er sich ein sehr geruhames Leben angewöhnt, ganz das Gegenteil von dem Leben, das er noch zusammen mit seiner geliebten Frau führte. Gemeinsam hatten die beiden viel gesehen, sie hatten die Welt bereist, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Großvater beugte sein vom Leben gekennzeichnetes Gesicht noch tiefer über seine Zeitung, wobei seine letzten weißen Haare wie ein Vorhang über seine hohe Stirn fielen und verschwand so vollends in seiner geistigen Oase.

Josepha, die sechsjährige Tochter der Familie, saß währenddessen in ihrem Zimmer und blätterte in einem Buch voll Weihnachtsgeschichten. Interessiert betrachtete sie die Bilder von den vielen Engeln im Himmel, von Petrus mit dem Schlüssel der Himmelpforte und natürlich dem Weihnachtsmann, dessen freundlichen und generösen Augen aus dem vom strahlend weißen Watterauschebart beherrschten Gesicht herausblickten und alles sahen, was man ungezogenes tat, so hatte es zumindest die Mutter ihr erzählt. Dann begann sie, ihren Puppen und Kuscheltieren die Weihnachtsgeschichte vorzulesen. Dies verkürzte ihr die Wartezeit auf den Weihnachtsmann, den sie so sehnlichst herbeiwünschte, denn der Vater hatte ihr erzählt, daß der Weihnachtsmann heute persönlich zu ihr kommen und ihr die Geschenke geben würde. In den letzte Jahren hatte dieser keine Zeit für sie gehabt, denn er mußte so viele andere Kinder besuchen, hatte der Vater erklärt. Doch dieses Jahr kam er endlich zu ihr. Bei dem Gedanken an den Weihnachtsmann klopfte ihr Herz schneller und Josepha sagte leise noch einmal das Gedicht auf, das sie nur für diesen, für sie so großen Tag auswendig gelernt hatte. Sie war fast noch gespannter, wie der Weihnachtsmann wohl sein mochte, als auf die Geschenke, die sie an diesem Tage noch erwarteten.

Im Nebenzimmer vertrieb sich der andere Sproß der Familie die Zeit. Es war Marius, zwei Jahre älter als seine Schwester, der im Gegensatz zu ihr nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubte. Er wußte, daß sein Vater einen Weihnachtsmann bei einer Agentur bestellt hatte, doch seine Eltern hatte ihn gebeten, seiner Schwester gegenüber Stillschweigen zu wahren, um ihr nicht die Freude zu verderben. Ansonsten war Marius eigentlich nicht so nett zu seiner kleinen Schwester, doch in dieser Beziehung erzählte er Josepha tatsächlich nichts, nicht genau wissend warum, vielleicht lag es daran, daß er, wie wohl viele, dem Zauber der Weihnacht erlegen war und diesen wahren wollte. Nun zumindest schaute er aus dem Fenster, hinaus auf die verschneite Landschaft, geradewegs hindurch die Eisblumen auf der Scheibe, und stellte mit Freuden fest, daß es leicht zu schneien begonnen hatte. Nun war eigentlich alles da, was für eine richtig stimmungsvolle Weihnacht gebraucht wurde. Er versank so immer tiefer in seine Gedanken und die farbige Lichterkette rund um sein Fenster verschwamm in seinen

Augen zu einem bunten Lichtermeer, und irgendwie begannen die Eisblumen genauso bunt zu leuchten wie richtige Blumen auf einer Frühlingswiese. Er wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, als es an der Tür läutet. »Sollte dies schon der bestellte Weihnachtsmann sein?«, dachte er und sah auf seine Uhr, doch für die Bescherung war es wohl noch zu früh. Dann hörte er, wie die Tür neben seinem Zimmer aufgerissen wurde und seine Schwester tappsend zu Haustür lief.

»Es ist Oma!«, hörte er seine Schwester von der Haustür aus rufen. Dann erhob er sich, um, wohlherzogen wie er war, seine Großmutter zu begrüßen. Doch als er die Tür erreicht hatte, sah er seine Oma bereits wieder vor dem Gartentor im Schnee stehend und den Taxifahrer entlohnen. Aus der Entfernung konnte er das Gespräch erahnen, die vielen »Danke«, »Bitteschön« und »Frohe Weihnacht« und Marius glaubte auch zu sehen, wie seine Oma dem Fahrer erneut zu viel Trinkgeld gab. So war sie nun einmal. Dann kam sie in ihrem Pelzmantel ins Haus zurückgestampft und hatte nun endlich Zeit, die Familie zu begrüßen. Es wurde ein heftiges Umarmen, dann mahnte Mutter von der Küche aus, doch endlich die Tür zu schließen, da die Kälte langsam in das Haus kroch. Man folgte der Aufforderung gehorsam, wohl mit der unbewußten Angst, andernfalls nichts vom Weihnachtsbraten abzubekommen.

Noch bevor die Großmutter richtig ablegen konnte, nahm Josepha sie bei der Hand und zog sie ins Wohnzimmer. Dort beendete der Vater gerade sein Baumschmücken und besah sich sein Werk aus einiger Entfernung. Man muß zugeben, es war ein schöner Baum: ungefähr zwei Meter reckte er sich zur Zimmerdecke, umwandelt von einem goldfarbenen Notenband, beladen mit lila Vögelchen mit silberfarbenen Schwänzen, geschmückt mit lila-durchsichtigen Glastannenzapfen, behangen mit silber Lametta, verschönt mit lila Kugeln und gekrönt von einer bombastischen Weihnachtsbaumspitze in Silber. Somit fand er auch allgemein Bewunderung, denn das Tollste an ihm war, daß man unter ihm noch viel Platz für Geschenke fand.

Während alle den Baum noch bewunderten, als wäre es eine Statue von Michelangelo im Museum, betrat die Mutter das Zimmer. Bewaffnet war sie mit einer gefüllten Kaffekanne, die sie angriffsbereit vor sich trug.

»Jetzt, wo alle da sind, habt ihr sicher nichts dagegen, wenn wir nun Kaffee trinken. Oder?« schlug sie vor und traf dabei auf keinen Widerspruch. So begab sich die gesamte Familie zur bereits gedeckten Kaffeetafel. Marius und Josepha mochten diesen Teil des heiligen Abends nicht besonders, da er für sie nur die Zeit bis zu den Geschenken unnötig streckte. In dieser ungeduldigen Erwartungshaltung wollte selbst der beste Kuchen nicht schmecken und keiner der beiden konnte den Kakao richtig genießen. Oma erzählte nur entweder von ihren mehr oder weniger schlimmen Krankheiten oder von ihren Bekannten, die Marius und Josepha sowieso nicht kannten. Opa ließ bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit irgendwelche Erlebnisse aus seinem Leben in das Gespräch einfließen, die zwar noch so interessant, dennoch selten zum aktuellen Unterhaltungsgegenstand gehörten. Oft unterhielten sich die Erwachsenen auch über Kreuz, Vater redete mit Opa und Mutter mit Oma über völlig verschiedene Themen, ohne überhaupt aufeinander zu hören. So verlief der alljährliche Weihnachtskaffee.

Doch etwas war dieses Jahr anders: es klingelte nämlich an der Tür. Josepha wurde unruhig und wackelte auf ihrem Stuhl herum, nur mit Mühe konnte sie sich beherrschen, nicht aufzuspringen und zur Tür zu laufen.

"Ist er das? Ist er das?" fragte sie immer wieder. Alle taten scheinheilig als ob sie nicht wüßten, wen sie meine.

"Ja, wer kann denn das jetzt noch sein?" fragte die Mutter.

"Erwartet ihr noch jemanden?" erkundigte sich Oma.

"Nein, eigentlich kommt niemand mehr." erklärte die Mutter. "Geh' doch mal gucken, wer da ist!" bat sie ihren Mann.

"Na, woll'n wir mal sehen, wer daß wohl ist!" murmelte er beim Hinausgehen, darauf achtend, daß Josepha seine Worte verstand.

Durch die Scheibe der Haustür sah er bereits das rote Kostüm und den weißen Bart hindurchschimmern und fühlte sich Erleichtert, daß alles gut geklappt hatte. Seitens einiger Kollegen war ihm zu Ohren gekommen, daß einige gemietete Weihnachtsmänner zu spät oder gar nicht gekommen waren und das die schon im Vorfeld über das Auftauchen des Weihnachtsmanns informierten Kinder bitter enttäuscht gewesen waren. Der Vater öffnete mit einem aufgesetzten Lächeln die Tür.

Sein Lächeln erstarb. Vor ihm stand zwar ein Weihnachtsmann, darin bestand kein Zweifel, alles Sprach dafür, ein roter Mantel, ein weißer Bart, eine Rute, einen Sack für die Geschenke, doch dieser Weihnachtsmann war überhaupt nicht so, wie ihn sich der Vater bei der Auftragserteilung vorgestellt hatte: er war schwarz. Es dauerte einen langen Moment, bis der Vater diese Tatsache vollständig erfaßt hatte.

"Wer sind sie denn?" kam es zögerlich aus ihm heraus.

"Ich bin der Weihnachtsmann, sieht man das nicht? Sie hatten doch einen Weihnachtsmann bestellt, oder?" erwiderte der Weihnachtsmann.

"Ja, schon, ich hatte einen Weihnachtsmann bestellt, aber doch nicht so einen!" Der Vater bemerkte, daß er seine Wortwahl kaum mehr kontrollieren konnte.

"Stimmt schon", erklärte der Weihnachtsmann, "eigentlich sollte ein Freund von mir hier erscheinen, doch der ist ausgerechnet heute morgen ausgerutscht und hat sich ein Bein gebrochen. Ist ja auch höllisch glatt draußen! Und damit die Kinder nicht enttäuscht sind, bin ich eben auf alle Schnelle eingesprungen. Jetzt müssen sie schon mit mir Vorlieb nehmen."

"So geht das aber nicht.", sagte der Vater, "nichts gegen sie persönlich, aber ich kann meinen Kindern doch nicht so einen Weihnachtsmann vorsetzen! Neinnein, tut mir schrecklich Leid, daß sie sich hierher bemüht haben, aber... Sagen sie mir, was sie bekommen, und dann lassen wir die Sache gut sein, einverstanden?"

"Ganz wie sie wollen", meinte der Weihnachtsmann, "es sind ja ihre Kinder, denen sie dieses Erlebnis vorenthalten..." Er nannte seinen Preis und der Vater bezahlte und konnte sich gerade noch zu einem lustlosen Abschiedsgruß überwinden.

"Nun, wer war denn da?" fragte die Mutter, als er ins Wohnzimmer zurückkehrte.

Der Vater atmete einmal tief durch.

"Das war der Weihnachtsmann." erklärte er. Josepha jubelte auf.

"Wo ist er? Kommt er gleich rein?" wollte sie wissen.

"Er...weiß du, ihm ist heute etwas dazwischen gekommen und er mußte gleich wieder weg, und darum hat er nur schnell die Geschenke abgegeben ist gleich wieder weitergefahren. Du weißt doch, wie beschäftigt er ist..." erzählte er. Josephas Augen füllten sich mit Tränen und weinend rannte sie in ihr Zimmer. Der Vater setzte an, ihr zu folgen.

"Laß mal gut sein!" stoppte ihn die Oma, "ich kümmer' mich schon um sie." Dann verließ sie das Zimmer.

"Kommst du mal bitte kurz mit in die Küche?" forderte die Mutter den Vater auf. "Ich würde gerne mal einen Moment mit dir sprechen..." In der Küche fuhr sie, nachdem sie die Tür in Erwartung einer kleinen Meinungsverschiedenheit geschlossen hatte, fort.

"Ich glaube, du bist mir eine Erklärung schuldig, oder? Was soll denn das nun wieder bedeuten 'Der Weihnachtsmann ist zu beschäftigt' ? Wer war denn an der Tür?"

"Da war ein Weihnachtsmann, aber nicht der, den wir bestellt hatten. Deswegen hab' ich ihn wieder weggeschickt."

"Wie bitte?" die Mutter war entrüstet. "Deine Tochter freut sich auf den Weihnachtsmann und du schickst ihn wieder weg?"

"Naja, wie gesagt, es war nicht der Weihnachtsmann, den wir bestellt hatten." versuchte sich der Vater vorsichtig zu verteidigen.

"Und was war an diesem Weihnachtsmann anders? Weihnachtsmann ist schließlich Weihnachtsmann!"

"Dieser war schwarz." flüsterte der Vater fast.

"Wie bitte?" Die Mutter konnte es nicht glauben.

"Dieser war schwarz." wiederholte der Vater, dem nach der Reaktion seiner Tochter sein Handeln nicht mehr ganz korrekt vorkam.

"Ich glaube es nicht!" rief die Mutter. "Wir erzählen unserer Tochter, daß dieses Jahr endlich einmal der Weihnachtsmann zu ihr kommt, sie freut sich wahnsinnig, lernt sogar ein Gedicht auswendig, und als der Weihnachtsmann vor unserer Tür steht, da kehrst du den Rassisten heraus und schickst ihn wieder weg! Ein toller Vater bist du! Was hast du dir denn dabei wieder gedacht!"

"Hättest du deiner Tochter erklärt, warum der Weihnachtsmann, der zu ihr kommt, ganz anders aussieht als in den Büchern, die sie hat?" wollte der Vater abwehren.

"Das hätte ich eher getan, als meine Tochter unglücklich zu machen!" Die Mutter drehte ihm den Rücken zu und sah aus dem Küchenfenster. "Du, komm einmal her!" Sie schien etwas gesehen zu haben. "Ist er daß?" fragte sie ihren Mann, der nur ein leises zustimmendes Knurren von sich gab. "Er scheint Probleme mit seinem Auto zu haben, zumindest steht die Motorhaube offen."

"Es sieht ganz danach aus." pflichtete der Vater bei.

"Na los, das ist deine Chance, deinen Fehler wiedergutzumachen. Geh' schon raus und entschuldige dich. Vielleicht spielt er dann doch noch bei uns den Weihnachtsmann."

Der Vater zögerte, aber schließlich ging er doch. Ihm stand das Bild der weinenden Josepha noch zu sehr vor Augen. So zog er sich seine Jacke über und stakte in seinen Hausschuhen durch den Schnee im Vorgarten zur Straße.

"Macht er Probleme?" fragte der Vater. Der Weihnachtsmann, der sich- so hatte es den Anschein- vor seinem Motor verneigte, hatte ihn nicht kommen gehört und sah überrascht auf.

"Die Batterie macht bei den Temperaturen nicht mehr mit." erklärte er. "Die ist auch nicht mehr die Jüngste." Er beugte sich wieder über den Motor.

"Ich... ", der Vater zögerte, "ich muß mich entschuldigen. Das war vorhin nicht ganz korrekt von mir. Sie hatten schon recht, meine Tochter war doch arg enttäuscht."

"Achso, sie hatten ihr wohl schon erzählt, daß sie dieses Jahr Besuch vom Weihnachtsmann bekäme und jetzt, als sie ihr sagen mußten, daß er doch nicht kommt, ist sie dann in Tränen ausgebrochen."

"Ja, ziemlich genauso war es..." Der Vater ließ eine lange Pause entstehen. Dann faßte er wieder Stimme. "Sagen sie, kann ich ihnen irgendwie helfen? Sie könnten mit reinkommen und wir rufen ein Taxi oder den Pannendienst oder was immer sie wollen. Und vielleicht könnten sie ja..."

Der Weihnachtsmann fiel ihm ins Wort.

"Doch noch den Weihnachtsmann spielen? Meinen sie das?"

"Wenn es ihnen nach alledem nichts ausmacht."

"An mir soll's nicht liegen, aber ich dachte, sie können ihren Kindern nicht so einen Weihnachtsmann vorsetzen." meinte der Weihnachtsmann.

"Irgendwas wird uns schon einfallen", erwiderte der Vater. "Kommen sie erstmal mit rein!"

Kaum im Haus, kam ihnen schon die Mutter entgegen. Sie freute sich sichtlich, daß ihr Mann den angerichteten Schaden in Grenzen halten konnte. Sie ging direkt auf den Weihnachtsmann zu.

"Guten Tag." Sie reichte ihm die Hand. "Es freut mich sehr, daß mein Mann nach dem unfreundlichen Empfang, den er ihnen bereitet hat, sie trotzdem noch umstimmen konnte, bei uns den Weihnachtsmann zu spielen." Dann wandte sie sich an ihrem Mann. "Ihr habt euch doch darauf geeinigt, oder etwa nicht?"

"Doch," erklärte der Vater, "er überreicht die Geschenke und dann rufen wir ihm den Pannendienst oder Taxi oder so."

"Was ist denn kaputt?" wollte sie vom Weihnachtsmann wissen.

"Die Batterie" erläuterte dieser. "Nicht mehr ganz voll, und dann bei diesen Temperaturen gibt sie einfach nicht mehr genug Saft zum Anspringen."

"Können wir da nicht anschieben?" fragte die Mutter.

"Besser nicht, der Wagen hat einen Katalysator, da soll man ihn nicht anschieben." erklärte der Weihnachtsmann. "Da bräuchte man schon Starthilfekabel. Haben sie vielleicht sowas da?"

Der Vater schüttelte mit dem Kopf.

"Sag mal, Du hast doch ein Aufladegerät für deine Autobatterie in der Garage." meinte die Mutter zu ihrem Mann. "Da könnt ihr doch die Batterie wieder aufladen!"

Der Vater warf seiner Frau einen bösen Blick zu. In seinen Augen hatte sie schon immer das Talent gehabt, ungebetene Gäste möglichst lange bei ihnen zu halten.

"Schon können wir das," erwiderte er, "aber das dauert mindestens drei Stunden, und ob er soviel Zeit hat... " Er drehte sich zum Weihnachtsmann. "Sie haben doch sicherlich auch Familie, mit der sie heute noch feiern wollen?"

"Familie hab' ich schon, nur leider nicht hier... Die leben in Frankreich." Ein leicht wehmütiger Unterton schwang in seiner Stimme mit.

"Na bitte!" meinte die Mutter zum Weihnachtsmann. "Dann machen sie jetzt die Bescherung und mein Mann lädt in der Zwischenzeit die Batterie auf. Danach feiern sie noch ein bißchen mit uns Weihnachten!"

Zähneknirschend verließ der Vater das Haus und ließ die Tür lauter als sonst hinter sich zufallen. Von drinnen hörte er noch seine Frau rufen: "Josepha! Der Weihnachtsmann ist doch gekommen!"

Als der Vater wenig später wieder das Haus betrat, kam ihm Josepha entgegengelaufen.

"Schau mal, Papi, was der Weihnachtsmann mir gebracht hat!" In den Händen hielt sie die Puppe, die an erster Stelle auf ihrem Wunschzettel gestanden hatte. Der Vater wollte durch eine Bemerkung seine vermeintliche Überraschung zeigen, doch seine Tochter war schon wieder ins Wohnzimmer verschwunden. Er folgte ihr.

Im Wohnzimmer lag ein Haufen von zerrissenem Geschenkpapier auf dem Boden und dessen nicht unweit saß Josepha, von einigen Geschenken umzingelt. Auf der Couch saßen die Oma und der Opa, im Sessel hatte es sich Marius bequem gemacht, der seine Geschenke vor sich auf dem Tisch aufgestellt hatte. Der Vater ging zu seiner Frau, die am Couchtisch stand.

"Hat sie schon irgendwas gefragt?" flüsterte er.

"Was gefragt?" wollte die Mutter wissen.

"Du weißt schon... der Weihnachtsmann." erklärte er.

"Achso, daß meinst du! Nein, ich habe den Eindruck, daß sie es noch gar nicht bemerkt hat. Sie war so aufgeregt, daß sie kaum ihr Gedicht aufsagen konnte. Und jetzt die Geschenke, da achtet sie sowieso nicht mehr da drauf. Deine Befürchtungen waren also völlig unberechtigt." Dann erhob sie ihre Stimme. "So, Josepha, jetzt haben wir noch

eine Überraschung für dich: Der Weihnachtsmann wird sogar noch ein Weilchen hierbleiben und mit uns Weihnachten feiern."

"Oh toll", freute sich Josepha, "dann kann er uns ja Geschichten von seinen vielen Reisen erzählen, wie sie in meinem Buch stehen!"

"Weißt du", erklärte ihr der Weihnachtsmann, "das ist nicht so sonderlich spannend. Aber ich kann euch eine Weihnachtsgeschichte vorlesen, von einem großen Englischen Dichter, nämlich Charles Dickens."

"Au ja!" rief Josepha.

"Hat jemand etwas dagegen?" fragte der Weihnachtsmann in die Runde. Der einzige, der eventuell protestiert hätte, war Opa, doch der war bereits eingeschlafen. So holte der Weihnachtsmann ein kleines Taschenbuch heraus, schlug es auf und begann zu lesen:

"Ein Weihnachtslied in Prosa. Zugleich eine Christnachts-Geistergeschichte. Erste Strophe. Marleys Geist.

Marley war tot; damit wollen wir anfangen. Darüber gibt's nicht den leisesten Zweifel. Sein Totenschein war vom Geistlichen, vom Notar, vom Leichenbestatter und vom Hauptleidtragenden unterzeichnet. Scrooge hatte unterschrieben, und Scrooges Name war an der Börse gut für alles, wozu er ihn hergab." Er ließ die Geschichte wahrlich aufleben. Der lebendig werdende Türknauf ließ allen Zuhörern einen kalten Schauer über den Rücken jagen. Der erste Geist, einem Kind ähnlich und doch wieder nicht so sehr einem Kind wie einem alten Mann, erschien fast im Zimmer, und wenn er ihn sprechen ließ, so sprach wirklich ein Kind und ein alter Mann mit einer Stimme, einem Tonfall. Dann betrat der zweite Geist das Zimmer, ein Riese in Gestalt, der auch ein Riese in der Stimme des Erzählers wurde. Schließlich, beim dritten Geist, dem gesichtslosen, wahrhaft unheimlich, wurde es kalt und zugleich feierlich, der Nebel, aus dem der Geist hervortrat, quoll förmlich aus den Worten, sie verbanden sich, verschwammen zum Höhepunkt, bei dem der Scrooges Grabstein mitten im Zimmer stand. Doch Scrooge erwachte und der Grabstein verschwand und die Sonne des ersten Feiertags ging auf; Scrooge war ein neuer Mensch, die Zuhörer mußten es nicht wissen, sie hörten es an seiner Stimme. Und als Tiny Tim die Geschichte mit "Gott segne uns alle und jeden besonders!" beendete, da standen nicht nur der Oma Tränen in den Augen.

Die Zeit war verflogen. Über drei Stunden waren alle gefesselt von der Erzählung dieses begnadeten Menschen. Er klappte sein Buch zu und steckte es weg.

"So, jetzt habe ich lange genug ihren Heiligen Abend aus seinem gewohnten Gang gebracht, jetzt will ich mal wieder fahren. Die Batterie ist doch wohl jetzt wenigstens ein bißchen aufgeladen?"

"Das müßte sie sein." meinte der Vater.

"Wollen sie nicht noch zum Essen bleiben?" erkundigte sich die Mutter.

"Nein, vielen Dank, sie haben sicherlich nichts für einen weiteren Gast eingeplant und außerdem hab' ich noch ein ganzes Stückchen bis nach Hause." winkte er ab.

"Du weißt doch, Mama," warf Josepha ein, "er muß noch bis zum Nordpol!"

"Kommen sie," sagte der Vater, "ich bringe sie zu ihrem Wagen." Gemeinsam gingen sie hinaus, Marius begleitete sie. Der Vater brachte das Ladegerät wieder in die Garage und dann, im dritten Versuch, sprang der Wagen schließlich an."

"Vielen Dank nochmals" bedankte sich der Weihnachtsmann.

"Oh nein, ich habe zu danke! Sie haben meiner Tochter das Weihnachtsfest gerettet." Entgegnete der Vater.

"Warten sie." Der Weihnachtsmann zückte einen Zettel und einen Stift. Er schrieb etwas auf den Zettel. "Hier, meine Anschrift, wenn sie nächstes Jahr wieder einmal einen

Weihnachtsmann brauchen!" sprach er während er den Zettel überreichte. "Wir sehen uns!" waren seine letzten Worte, dann fuhr er los.

"Na Papa", meinte Marius, "du wirst ihn doch nächstes Jahr wieder bestellen, oder?"

"Wir werden sehen..." murmelte der Vater und steckte den Zettel gut weg, auf daß er ihn nicht verlöre.



# Was

Was wollt IHR denn von mir?  
Warum laßt IHR mich nicht in Ruhe?  
Oben soll ich ankommen.  
Nach unten soll ich treten.  
Das ist es, was IHR mir erzählt.  
Besser mußt du sein  
So sagt IHR es.  
Besser will ich sein...  
Doch laßt mir meine Maßstäbe.  
Was soll ich EUCH denn geben?  
IHR nehmt es EUCH letztendlich doch.  
Die Wärme raubt IHR mir  
Und spritzt den kalten Stein in mein Gesicht.  
Warum kein Lächeln wo es fehlt?  
Was soll EURE Arroganz?  
EURE Eitelkeit?  
EURE Ellenbogen?  
EURE Konkurrenz?  
EUER Gleichmut?  
EUER Hass?  
EURE Angst?  
Macht mich zum Zerstörer  
der EUER Werk fortführt!  
Doch ich werde es nicht tun.  
Was ich will ist das,  
Was IHR nicht habt.  
Was ich nicht habe.  
Was keiner hat.